King Kongs Rollentausch

Autor(en): **Berg, Robert von**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **35 (1967)**

Heft 7

PDF erstellt am: **21.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-567575

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Kings Kongs Rollentausch

Anmerkungen zu bedenklichen Vorgängen in New York

Die Tendenz, Richtungen zu deklarieren, kaum, dass einige Künstler gleichartige Motive behandeln, hilft weder den Betroffenen noch dem Publikum weiter. Rasche Klassifizierung, selbst Werken der Vergangenheit gegenüber problematisch, erweist sich für den Zeitgenossen als sinnlos. Sie beeinträchtigt das Verständnis und erschwert eine abgewogene Urteilsbildung. In New York, wo auf dem Gebiet der bildenden Kunst, aber auch im Theater, dem Ballett und nicht zuletzt im Bezirk der künstlerisch inspirierten Werbung einfach zuviel geschieht, um noch registriert zu werden, sind die Ismen eine Art Rettungsanker. Man kann das verstehen; verlassen sollte man sich auf die Klassifizierungen nicht.

Das Problem der Homosexualität illustriert den Fall. Unauffällig und in einer Art, die sich jeder direkten Beweisführung entzieht, sind innerhalb der letzten fünf, sechs Jahre allenthalben homosexuelle Imagos aufgetaucht. Oft ist es nur die modulierte Stimme eines Werbespots, bei dem Vervey John ein «erlesenes Parfüm» empfiehlt; der suggestive Blickwinkel, aus dem ein Photograph «smarte Collegebekleidung» sieht; der augenzwinkernde Dialog zweier Gents in einer Fernsehserie, oder, subtiler noch, die Art, wie in einem Film weibliche Rollen durch männliche ausgewechselt werden. Dass homosexuelle Einflüsse bei einigen Zeitschriften, in der Werbebranche, der Musikkritik und anderen Sparten des intellektuell-künstlerischen Lebens New Yorks nachweisbar sind, gehört zu jenen bestgehüteten Geheimnissen, die sich die Spatzen von den Dächern zupfeifen.

Der als Camp vor einigen Jahren zur Herrschaft gelangte Kult des Unnatürlichen; der Rückgriff auf Jugendstil und Biedermeier als ästhetische Pose; die ironische Hinwendung zum Kitsch und die als Happenings getarnten Leerlaufbemühungen sind weitgehend homosexuell bestimmt.

Vielleicht konnte es angesichts dieser Fakten und im Hinblick auf das so beliebte Bürgerschockspiel nicht ausbleiben, dass eines Tages das Etikett «homosexuelle Kunst» auftauchte. Ich denke, man sollte sich gegen diesen Begriff wehren, nicht aus Gründen der Moral, sondern weil er ungenau ist. Nicht Kunst ist homosexuell, sondern immer nur Gruppen von Künstlern; nicht ihre Werke sind klassifizierbar, sondern bestimmte Motive und Metaphern wie bei Oscar Wilde oder «Winzige Alice» nachzulesen. Doch das Anstössige, das nun einmal zu einer mit puritanischen Vorstellungen durchfransten Gesellschaft gehört, fordert selbst 1967 noch seinen Tribut.

Indem man bestimmte Leistungen als «homosexuell» abheftet, wird der kritische Verstand ausgeschaltet. An seine Stelle treten: die vorgehaltene Hand, das anzügliche Geflüster, die entrüstete Gebärde. Warum eigentlich?

Was unter diesen Umständen zu befürchten war, ist nun passiert. Auf der Bühne ist ein homosexueller Held aufgekreuzt, der das Etikett leider rechtfertigt. Bisher war es üblich, ihn in der Maske eines anderen zu präsentieren: als alternde Schauspielerin (Tennessee Williams), zornigen Neger (Baldwin) oder verwirrten Laienbruder (Albee). Das Prinzip der Verwandlung realer Befunde durch Erfindungskraft wurde immer respektiert. Das Ergebnis war Kunst. *Ronald Tavel*, aus den Pop-Werkstätten Andy Warhols entsprungen, kann sich rühmen, das Homosexuelle direkt und unreflektiert

auf die Bühne verpflanzt zu haben. Das aus Obszönität gebastelte Stück «Gorilla Queen» (Martinique-Theater), anspielungsreich amerikanische Filme der dreissiger Jahre persiflierend, handelt von einem Gorillamännchen namens Queen Kong. Der Gag, der in dem Namen steckt ist witziger als alles, was sich daraus entwickelt. Selbst die Camp-Masche — eine Obszönität im richtigen Zusammenhang plaziert, hört auf obszön zu sein — zieht nicht mehr. Denn

der Autor benutzt die Bühne ausschliesslich dazu, Reklame für Homosexualität zu betreiben.

(Dies ist glaube ich, das erste Mal, dass ich die Details eines Theatervorganges nicht beschreiben kann.)

Robert Brustein, der schon vor zwei Jahren prophezeite, «es wird sicherlich nicht lange dauern, bis der homosexuelle Held unmaskiert seinen Einzug auf der Bühne hält», hat allen Grund über die Art, wie dies geschehen ist, entsetzt zu sein (New Republic). Denn der brutale, antihumane Affekt, der «Gorilla Queen» kennzeichnet, ist weder mit Professor Emil Staigers «Schmutzthesen» noch mit einer sich selbst ad absurdum führenden Campmode zu erklären.

Hier steigt aus den Strassenschluchten New Yorks etwas empor, das das zivilisierte Zusammenleben von Menschen unmittelbar bedroht.

Die Leistungen und Werke, die der sogenannte «underground» zu Tage fördert, liegen grösstenteils ausserhalb der Grenzen von künstlerischem Wagemut, Anstand und Geschmack. Zwar nistet die Perversion in den Aussenbezirken von Stadt und Gesellschaft,

doch gibt die Tatsache, dass die neuen Barbaren selbstgefällig nach LSD und Colt greifen, wenn das Wort Kultur fällt, immerhin zu denken.

Wohin das führen kann, weiss man ja inzwischen. *Robert von Berg*

In der «TAT» vom Dienstag, 6. Juni 1967

Nachtleben soll gesäubert werden . . . in Berlin

Innensenator Büsch berichtete, dass zur Zeit in Berlin 29 Lokale ein- bis zweimal wöchentlich, 50 einmal im Monat und weitere 50 in grösseren Abständen kontrolliert würden. Dabei sei festgestellt worden, dass eine grosse Anzahl dieser Lokale Zapfer und Kellner anstellen, die schwer vorbestraft sind.

Kopfzerbrechen bereite auch das starke Ansteigen der Homosexualität in Berlin. Während es 1952 noch sieben einschlägige Lokale gegeben habe, verzeichne man jetzt bereits 38. Die Anzahl der Personen, die der gleichgeschlechtlichen Unzucht verdächtigt werden, sei im vergangenen Jahr um rund 1500 auf 14 647 gestiegen. Da in Berlin als einzigem Ort der Bundesrepublik das Tanzen zwischen Männern in der Oeffentlichkeit erlaubt sei und die «Anonymität der Grosstadt» locke, habe sich West-Berlin zu einer Hochburg der Homosexuellen entwickelt.

Unter den Nachtlokalen der Stadt nennt der Bericht insgesamt 40 Bars, deren Darbietungen als «grob unzüchtig» zu beanstanden seien. Ausserdem seien die hygienischen Verhältnisse erschreckend.

Entgegen den Empfehlungen der Kommission will der Senat, wie Büsch bekanntgab, in Berlin nicht die Polizeistunde einführen. «Frankfurter Rundschau» 16.6.67.